

Robert Menasse: Die Vertreibung aus der Hölle

„Die Vertreibung aus dem Paradies“ – das kennen wir. Aber wie kann man aus der Hölle vertrieben werden? Schon bei der Überschrift merken wir, dass unser Autor das Vertrackte, das Komplexe liebt. Das sollte uns nicht abschrecken, sondern neugierig machen.

Robert Menasse wurde 1954 in Wien geboren; sein Vater, ein bekannter Fußballspieler, der sogar zweimal in der Nationalelf spielte (von Fußball ist auch in unserem Roman öfter die Rede), war jüdischer Abstammung, pflegte aber nur minimale Kontakte zur jüdischen Community; die Mutter war „Taufscheinkatholikin“. 1958, als Robert vier Jahre alt war, ließen sich die Eltern scheiden. Mutter und Großeltern fanden es schwierig, sich hinreichend um den Jungen zu kümmern, und so wurde er im Alter von sechs Jahren (!) in ein staatliches Internat gegeben, das „Bundeskonservatorium“, in dem Scheidungswaisen und begabte Kinder vom Land abgeschirmt von der „Wirklichkeit“ aufgezogen wurden. Erst nach der Matura kam er „in Freiheit“. Ob es wirklich Freiheit war, fragt er sich allerdings nachträglich; er studierte jedenfalls Germanistik, Philosophie und politische Wissenschaften in Wien – teilweise auch in Salzburg und Messina, wohin es ihn aus wissenschaftsfernen Motiven verschlug. Der kritische Student, Schrecken der Professoren, warf sich begeistert auf Hegel, danach Marx, Lukács, Bloch, Reich, Adorno – also ein dezidierter Linker, der auch hochschulpolitisch in dieser Richtung aktiv war. 1980 wurde er promoviert mit einer Arbeit über den „Typus des Außenseiters im Literaturbetrieb“ (bezeichnend für den eigenwilligen Literaten). Danach lehrte er für acht Jahre (1981-88) an der Universität São Paulo als Lektor und dann Gastdozent literarische Ästhetik und vor allem Philosophie (auf Portugiesisch – seine Beherrschung dieser Sprache merkt man dem Roman an). Wie kam er dazu? Er wollte einen Job, der ihn ernährte, ihm aber viel Zeit zum Lesen und vor allem zum Schreiben ließ, und in São Paulo war gerade eine Lektorenstelle zu ergattern. In der Tat schrieb er dort wie besessen, aber keine seiner Erzählungen wurde zur Veröffentlichung angenommen. (Nur eine Geschichte, die er schon mit 18 geschrieben hatte, war damals gedruckt worden.) Menasse erklärt sich das so, dass damals das Erzählen nicht en vogue gewesen sei, man habe nur experimentelle Texte haben wollen. Seine Werke gingen dann bei Umzügen sämtlich verloren, konnten also auch nicht nachträglich herausgebracht werden. 1988 aber konnte er einen ersten Roman veröffentlichen, den ersten Teil einer Trilogie, die im brasilianischen Emigrantenmilieu spielt. Jetzt kehrte er nach Europa zurück und lebt hier bis heute als freier Schriftsteller (anfangs auch als Übersetzer aus dem brasilianischen Portugiesisch) in Wien, lange mit einem Zweitwohnsitz in Amsterdam. (Die genaue Kenntnis Amsterdams merkt man unserem Roman an.) Er verfasste weitere Romane, sein vierter war „Die Vertreibung aus der Hölle“, womit ihm 2001 der Durchbruch vom Geheimtipp zum etablierten Schriftsteller gelang. Daneben betätigte er sich aber auch als Essayist, der sich kritisch, oft scharfzüngig-polemisch und extravagant, zu politischen und literarisch-ästhetischen Themen äußerte. (Man hat ihn schon als „Vorzeigeintellektuellen Österreichs“ bezeichnet.) Beide Linien, die erzählerische und die politisch-zeitkritische, haben Anteil an seinem neuesten Werk „Die Hauptstadt“ (gemeint ist Brüssel als EU-Kapitale), für das er, nach zahlreichen anderen Auszeichnungen, den Deutschen Buchpreis 2017 erhielt.

Eine hervorstechende Eigenart unseres Romans ist, dass es sich eigentlich um zwei Romane handelt, einen, der im 17., und einen, der im 20. Jahrhundert spielt, und dass die beiden ohne deutliches formales Prinzip ineinander geschnitten sind, d.h. es wechseln ohne Markierung Abschnitte der beiden; der kürzeste ist anderthalb Zeilen lang, der längste 46 Seiten. Gelegentlich gibt es motivische Anknüpfungen, da ist etwa im „alten“ Roman kurz vor dem Wechsel die Rede von den Augen Miriams, und wenn dann der „neue“ einsetzt, von den Augen Hillis; im „alten“ bekommt die Hauptperson Manoel eine Ohrfeige, Schnitt: im „neuen“ bekommt die Hauptperson Viktor (aus anderen Gründen) eine Ohrfeige. Über diese bloß formalen Verknüpfungen hinaus gibt es, wie wir sehen werden, Parallelen und Gemeinsamkeiten zwischen der „alten“ und der „neuen“ Handlung, von kleineren bis hin zu sehr wesentlichen. Was aber letztlich der Sinn dieser Doppelheit ist, ist eine Frage, auf die nicht alle Leser eine befriedigende Antwort finden. Lustig zu beobachten ist, dass die beiden Romane ganz verschieden beurteilt werden: Für die FAZ ist der alte anrührend, der neue kreuzlangweilig, verkrampft humorig und ärgerlich; für die NZZ ist der neue großartig, birst vor Einfällen, der alte oft bieder. (Für andere Rezessenten sind beide hervorragend oder beide mittelmäßig.) Wir werden selber zusehen müssen – wie immer!

Hören wir aber jetzt, wie das Werk beginnt.

Text 1

Sie werden das Haus anzünden. Wir werden verbrennen. Wenn wir hinauslaufen, werden sie uns erschlagen.

Er sah die Fackeln vor den Fensterläden aufblitzen, er hörte den Radau, den die Menschen draußen machten, sie sangen, schrien, grölten.

Das war ein Trauerzug. Durch die Straßen bewegte sich der größte Trauerzug, den das Städtchen Vila dos Começos je gesehen hatte, und der seltsamste: Ein Trauerzug, in dem niemand trauerte.

Zwei Rappen, geschmückt mit lila Stoffrosetten, zogen den Leichenwagen, auf dem ein so kleiner Sarg lag, dass er für ein neugeborenes Kind bemessen schien. Dahinter schritt, mit beiden Händen ein Kruzifix in den Händen haltend, Kardinal João d’Almeida aus Evora, in blutrotem Talar und mit rotem Birett. [...] All dieser Pomp, der einem Staatsbegräbnis angemessen gewesen wäre, konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Stimmung von Wut, Hass und Mordlust geprägt war. Fast ganz Começos befand sich auf den Beinen und reihte sich in diesen Umzug ein, mit dem eine Katze zu Grabe getragen wurde.

[...]

Antonia Soeira war eine der wenigen, die nicht auf der Straße waren. Sie stand mit ihren Kindern Estrela und Manoel hinter dem Fenster, schaute vorsichtig durch die Ritzen der geschlossenen Fensterläden, zog, als der Lärm

draußen immer bedrohlicher anschwoll, die Kinder ins Innere des Zimmers zurück und sagte: „Diese Irren werden die Katze noch zu Gott erklären. Soll sie im katholischen Himmel die Taube fressen!“

Der Grund für die große Erregung, die Começos und Umgebung erfasst hatte, war, dass diese Katze gekreuzigt worden war. Sie ist, mit schweren Eisennägeln auf ein Holzkreuz geschlagen, vor der Casa da Misericordia gefunden worden.

Dramatisch geht es los, bedrohlich, dunkel und fremd. Im Jahre 1612 in einer fiktiven Stadt in Südportugal begegnen uns katholischer Pomp, Fanatismus, Mordlust, aus groteskem Anlass. Und eine Familie, die sich distanziert und in der insgeheim sehr unfromme Äußerungen getan werden. Der Sohn Manoel, in dem wir die Hauptfigur des „alten“ Romans vor uns haben, ist 1604 in Lissabon geboren, während die Stadt wegen eines Autodafés, einer Ketzerverbrennung, in Aufruhr war, was die Geburt beinahe zur Katastrophe werden ließ. Nach diesem Schock zog der Vater mit der Familie in sein Heimatstädtchen zurück, wo er als Eisenwarenhändler geschäftlichen Erfolg hatte – aber er ist bemüht, auf keinen Fall aufzufallen, weder durch seinen Reichtum noch sonst wie, so sehr, dass es schon wieder auffällt. Der Leser erfährt bald, dass es sich bei der Familie um Marranen handelt, deren Vorfahren unter Druck vom Judentum zum Christentum konvertiert sind, und bald merkt man auch, dass sie heimlich noch ihr Judentum praktizieren: Sie heizen am Freitag den Herd so stark, dass sie am Sabbat kein Feuer anzünden müssen, sie trennen das Geschirr für Milchiges von dem für Fleischernes, sie haben zu Hause andere Namen als in der Öffentlichkeit (Manoel heißt Samuel, Estrela Esther – man vergleiche Paulus und Saulus) und manches mehr. Der achtjährige Manoel aber, Mané gerufen (was auch Dummerchen bedeutet), weiß es nicht, man hält es für riskant, ihn jetzt schon aufzuklären; er weiß z.B. nicht, warum er jeden Tag vor Sonnenuntergang zu Hause sein muss (nämlich damit es nicht auffällt, dass er zum Sabbatbeginn unbedingt vor Sonnenuntergang daheim sein muss). Den Vater, der in solchen Dingen so streng, aber nach außen so devot ist, verachtet er. Diese Unkenntnis der Familiensituation und diese Verachtung des Vaters aber wirken sich verhängnisvoll aus; es heißt von ihm: „Bevor er Rabbi wurde, war er Antisemit.“ Uns wird schon jetzt verraten, dass aus diesem naiven Knaben ein Rabbi wurde, der berühmte Gelehrte, den wir aus Rembrandts Gemälde kennen. Und der war mit acht Jahren Antisemit?

Die Jungen des Orts vergnügen sich unter Führung des dominanten Tischlersohns Fernando mit etwas, das sie „Schweinejagd“ nennen: Sie ziehen durch die Straßen und suchen nach Anzeichen dafür, dass irgendeine nach außen hin christliche Familie heimlich jüdisch lebt. Man durchwühlt Abfallhaufen und sucht nach Hinweisen für die Einhaltung der Speisegebote, man zieht kleinen Buben die Hose herunter, um zu sehen, ob sie beschnitten sind, usw. Und dabei macht Mané mit großtem Eifer mit, er, der Sohn des misstrauisch blickenden Wohlhabenden aus Lissabon, will unbedingt auch „dazugehören“, lustvoll unterwirft er sich dem „edlen“ Anführer, dem Kämpfer gegen die Ungläubigen. Er läuft mit, wenn die andern laufen, und er läuft davon, wenn der Sonnenuntergang ihn zum Heimgehen zwingt.

(Dieses Paar „mitlaufen – davonlaufen“ wird sich noch viele Male wiederholen, „Zugehörigkeit“ ist eine entscheidende Kategorie.) Er wird sogar dank seines guten Gedächtnisses (schreiben können die Bengel noch nicht) so etwas wie das Archiv der Gruppe, das alle Verdachtsmomente systematisch speichert – die Begabungen, die ihn später befähigen, Gelehrter zu werden, setzt er hier schon ein. So gewinnt der dickliche Sohn eines Zugezogenen allmählich Anerkennung. Und während er nun lernt, konzentriert auf alles zu achten, was verdächtig ist, fallen ihm auch bei der eigenen Familie seltsame Dinge auf: der Vater wiegt beim Beten den Oberkörper rhythmisch nach vorn und hinten, die Schwester hat noch nie die Haare geschnitten bekommen, etwas, was bei minderjährigen jüdischen Mädchen üblich ist ... – „merkte Mané noch immer nicht, dass er sich selbst jagte?“ fragt der Erzähler. Dann lernt Mané schreiben, vor allem vom Vater in häuslichem Unterricht, dazu besucht er neuerdings die miserable Grundschule – und eines Tages liegt bei der Inquisition, die vor kurzem mit großem Pomp (und zur Beängstigung des Vaters) in Começos eingezogen ist, eine Anzeige vor: In krakeliger Schrift steht auf einem Zettel der Name des Vaters und dazu „Ju-dai-zante“, „praktiziert heimlich das Judentum“. Dieser Zettel liege noch heute im Inquisitionsarchiv der Stadt Lissabon, fügt der Erzähler ein, den man hier nicht mehr als auktorialen, allwissenden wahrnimmt, sondern als Historiker. Dem Leser ist klar: Mané war es, der im Übereifer des Außenseiters den eigenen Vater angezeigt hat – später auch noch den Vater seiner heimlichen Flamme. Und prompt werden die Männer verhaftet. (In unserem ersten Text war der Vater ja schon nicht mehr dabei, als die Familie den tobsüchtigen Trauerzug durch Começos beobachtet hat.)

Jetzt nähern wir uns der Klärung der Frage, wie es zu diesem absurden Trauerzug kam, Stichwort: gekreuzigte Katze. Mané kann nach der Verhaftung seines Vaters natürlich nicht mehr mit den militanten Christenbuben beim Schweinejagen mitlaufen, er sitzt zu Hause herum. Wenn überhaupt, darf er nur noch nach Sonnenuntergang aus dem Haus – das Dunkel senkt sich. Er vertreibt sich die Zeit mit einem zugelaufenen Kätzchen, das er aufpäppelt. Er nennt es Senhor, so wie er den Vater zu nennen hatte. Plötzlich beißt ihn das Tier, fletscht dabei die Zähne wie die Jungs der Clique bei ihrem höhnischen Grinsen, mit dem sie ihn, den Judensohn, abgewiesen haben. Und dann verschwindet es. Jetzt kommt ein ziemlich komplizierter Text. Man muss wissen, dass im Buch der „neue“ Roman von dem Wiener Viktor und seiner Freundin, anders als bei meinem Referat, schon längst angefangen hat.

Text2

Senhor! Das war ein Schrei in seinem Kopf. Mané schrie gleichsam stumm nach dem Tier. Aber es gehorchte nicht. [...] Mané suchte überall [...]. Verweilte einen Moment vor dem Holzkreuz, das über dem Schautisch hing.

„Wir sind das auserwählte Volk? Ja, weil ihr uns auserwählt habt, das Kreuz zu tragen.“

Senhor! Er brüllte den Namen immer wieder. [...] Da! Plötzlich war der Kater zurück. Strich schmeichelnd um Manés Beine. Wollte Futter. [...] Ließ sich stundenlang nicht blicken, kam nicht vor Sonnenuntergang nach Hause,

folgte nicht, wenn man ihn rief. Und dann plötzlich will er. Mané nahm ihn hoch. [...]

Es war alles da. Im Lager des Vaters. Der Flaschenzug des Vaters. Die Ketten. Die Streckgewinde. Die Eisennägel. Das Kreuz. Die Kälte. Die Dunkelheit.

„A propos Portugal“, sagte Viktor. „Kennst du diesen berühmten Fado, – ich weiß nicht, warum er mir jetzt gerade eingefallen ist, ich hatte ihn plötzlich im Ohr, wie heißt er? Der Refrain jedenfalls ist: *Wir sind das auserwählte Volk? Ja, weil ihr uns auserwählt habt, das Kreuz zu tragen.*

Also: Mané war es, der die Katze gekreuzigt hat. Warum? Sie hat ihn gebissen und geärgert, sie erinnert ihn an den Vater, auch an dessen Folterung (Ketten, Streckgewinde), vor allem aber an die anderen Jungen, an die „Normalen“ und ihre Gemeinheiten. Er will, heißt es anderswo, in seiner Wut einen Skandal machen. Dass die Reaktion allerdings so bedrohlich, so aggressiv ausfallen würde, wie wir gehört haben, hätte er nicht gedacht.

Also ein Dummejungenstreich aus vielfach zusammengesetzter Frustration. Durch die Textkombination bekommt er aber noch einen besonderen Sinn: Die Katze am Kreuz symbolisiert das Volk der Juden, die von der Mehrheit dazu auserwählt sind, das Kreuz zu tragen und oft genug an ihm zu hängen. Davon ahnt natürlich der kleine Junge, der kaum weiß, dass er ein Jude ist, nichts, und Viktor bezieht sich beim Plaudern mit der Freundin offensichtlich nicht auf die Katzenkreuzigung im 17. Jahrhundert. Die Montage durch den Autor ist es, die diesem Geschehen einen tieferen Sinn gibt.

Wir bleiben noch bei Mané: Nachdem auch die Mutter verhaftet worden ist (angeblich hat der Vater sie unter der Folter beschuldigt, ihn zum Judaisieren angestiftet zu haben), sollen die Kinder in christliche Erziehung übergeben werden. Mané und Esther (sie will nicht mehr Estrela genannt werden) müssen sich trennen; dabei schärft ihm das schon fast erwachsen wirkende Mädchen ein: „Sei aus Stein“, so hart und so stumm. Vor der Trennung aber gehen sie noch einmal durch ihren Heimatort und gelangen zum Friedhof. Und da kommen sie in einer plötzlichen Euphorie auf den Gedanken, die gekreuzigte Katze auszubringen, sie zerbrechen den Sarg und lassen die Tierleiche verschwinden. Das wird neue Aufregung verursachen, sobald sie weg sind. Die Formulierungen „offenes Katzengrab“ und „leerer Sarg“, die dabei fallen, assoziieren deutlich die Auferstehung Jesu. Ganz am Ende des Buchs erfahren wir, dass die Auferstehung der Katze zu einer Massenhysterie führt, bei der sich die Bevölkerung zu abergläubischen Kulten verrennt (Verehrung der goldenen Katze), dass dieser Irrsinn gewaltsam niedergeschlagen wird und dass dies schließlich zum Untergang des ganzen Städtchens führt. – Aber zunächst ist festzustellen: Sarg und Auferstehung (in verschiedenem Sinn) werden in der Erzählung wichtige Motive sein.

Mané kommt in ein Internat der Jesuiten mit hohem intellektuellem Standard. Die Patres sind äußerst streng (streng und fromm: die Rute, mit der gestraft wird, wird vorher gesegnet, das Schreien der Gezüchtigten durch fromme Gesänge übertönt), aber sie sind gerecht. Wirklich schlimm sind die Nächte, in denen die älteren, stärkeren Schüler über die Schwä-

chen herfallen. Ein deutscher Mitschüler namens Johann (eigentlich Jonas), Manés „Komplize im Leid“, ist am übelsten dran: Er wirkt weich und weiblich, wird von den Machos „Joa-na“ genannt und so schlimm vergewaltigt, dass er in der Folge stirbt. Mané lernt: Ausnahmen werden gehasst (wie im Lateinischen, das er jetzt mit bestem Erfolg lernt: männliche Substantive mit weiblicher Endung, z.B. agricola, sind unliebsam). Durch Johanns Tod, der zu besserer nächtlicher Aufsicht führt, überlebt er, er hofft sogar, als hervorragender Schüler in der schulischen Hierarchie aufzusteigen zu können, selber Macht zu gewinnen; aber seine einzige Sonderaufgabe ist, dass er als schmächtiges Kerlchen im Krippenspiel die Rolle der Maria bekommt, was ihm noch mehr Hohn und Spott einbringt.

Aber dann muss er überraschend die Schule verlassen und zurück nach Lissabon. Die Eltern sind inzwischen zum Feuertod verurteilt worden, aber europäische Juden haben sie und andere freigekauft (für horrende Summen – ein gutes Geschäft für die spanisch-portugiesische Krone). Die Familie ist also wieder vereinigt, aber das Leben, das sie jetzt führen muss, ist unerträglich: Sie müssen eine Art Sträflingskleidung tragen, dürfen keinerlei Kontakte unterhalten und auf Erwerbstätigkeit verzichten. Es gibt nur eins: Sie müssen fliehen. Esther, die bei Nonnen untergebracht war und darüber vollends zynisch-säkular geworden ist, meint zu Mané, mit Wiederauferstehung hätten sie ja Erfahrung. Aber alle Fluchtwege scheinen durch den aufmerksamen Staat versperrt. Einer jedoch eröffnet sich dann doch: Ein Sargtischler ist bereit, für das letzte Geld, das der Vater gebunkert hatte, die Eltern und Mané (Esther versucht es auf eigene Faust) fortzubringen; in Särgen werden sie tagsüber transportiert, bis sie endlich halbtot an der spanischen Grenze ankommen und auferstehen. („Auf das Leben nach dem Tod“ war die Parole beim Abschied von Esther, die das wie alles Metaphysische natürlich diesseitig interpretiert.) Jetzt entringt sich dem Jungen ein ungeheurer, nicht enden wollender Schrei; von jetzt ab ist er nicht mehr Mané, das Dummenchen, sondern heißt Manasseh („der vergessen macht“). Von der Biskaya-Küste aus gelangen die drei per Schiff nach Amsterdam, ins „neue Jerusalem“, wo Juden Religionsfreiheit genießen.

Dieser Wendepunkt bietet die Gelegenheit, sich endlich dem zweiten, parallel erzählten Roman zuzuwenden. Wir sind im „Goldenen Kalb“ in Wien im Jahre 1998. Aus Anlass des 25jährigen Maturajubiläums haben sich zwanzig ehemalige Klassenkameraden, 14 „Burschen“, acht „Mädchen“ (jetzt alle deutlich über 40) zusammengefunden, sieben ihrer ehemaligen Lehrer und sogar der Schulleiter sind auch gekommen. Nachdem in der Vorstellungsrunde zwei Teilnehmer selbstgefällig über ihre eindrucksvolle Karriere berichtet haben, kommt unser Held Viktor Abravanel an die Reihe. Er teilt über sich nur mit, er habe Geschichten und Philosophie studiert, zieht dann unter dem Vorwand, „die Bedingungen der Gewordenheit unseres eigenen Lebens“ klären zu wollen, d.h. die Biographien der Lehrer, die sie alle geprägt haben, zu beleuchten, eine Liste aus der Jackentasche und beginnt, die NSDAP-Mitgliedsnummern sämtlicher Lehrer vorzulesen. Allzu weit kommt er damit nicht. Der Direktor springt auf, brüllt, verlässt den Raum, sämtliche Lehrer ihm nach. Aber dabei bleibt es nicht, auch von den Mitschülern wird Viktor zu seiner Überraschung angeschrien und gestoßen.

Text 3

Er sah, wie Toni Neuhold sich zu ihm hinunterbeugte: „Du selbstgerechter Idiot ... [...]“

Viktor sah, wie sich hinter Neuhold der kleine Feldstein vorbeidrückte, mit eingezogenem Kopf, ohne zu ihm herzuschauen, und zur Tür lief – nun verstand er gar nichts mehr. Alle liefen hinaus, den Lehrern nach, wieso? Und: Wieso auch der Feldstein?

Wie lange hatte das gedauert? Sie beschimpften ihn und gingen, andere [...] sagten nur im Vorbeigehen „Idiot“ oder „Trottel“ oder „Arschloch“. [...] Fühlten sie sich um diesen Abend betrogen? Oder ihre Ausbildung in den Schmutz gezogen? Oder fühlten diese Erben arisierter Anwaltskanzleien und arisierter Arztpraxen ihre Herkunft besudelt und ihre eigene Tüchtigkeit in Frage gestellt? Aber alle? Wieso war dieser Hass so einhellig? [...] Das Hinterzimmer war leer, keiner mehr da. Nein, doch. An der Wand hinter ihm [...] lehnte Hildegund und grinste. Noch einmal sah er sich um, da waren nur Hildegund und er, sonst war keiner mehr da. In diesem Moment kamen dreißig Suppen.

Hildegund ist eine Mitschülerin, die ihn schon in der Schule und auch bei späteren Zusammentreffen sehr angezogen hat, ohne dass er jemals bei ihr zum Zuge gekommen wäre. (Es darf vorausgesagt werden: Er versucht in der ganzen folgenden Nacht, dieses Versäumnis nachzuholen.)

Schon hier sei aufgeklärt, was es mit diesem Skandal, den manche Rezessenten zur heldenhaften Demaskierung einer scheindemokratischen Gesellschaft stilisieren, auf sich hat. Auf den letzten Seiten erfahren wir, dass es sich bei diesen Mitgliedsnummern um Fake handelt – es sind in Wirklichkeit die (leicht erweiterten) Geburtsdaten der Pädagogen. Nur zwei aus dem Kollegium waren tatsächlich organisierte Nazis, und das war schon immer allgemein bekannt. Die empörte Reaktion erklärt sich aus allgemeinem Schuldbewusstsein, Unwille gegenüber der Störung der Gemütlichkeit, Herdentrieb. Natürlich gab es im Nachkriegsösterreich mehr als genug faschistische Residuen, aber Viktors Aktion kann kaum als heroische Entlarvung gesehen werden, sie war letztlich ein postpubertärer Streich („beschissen“ nennt ihn Viktor selbst später), ein Akt der Rache an einer Schule, von der ein Lateinlehrer sagte, man solle nicht glauben, auf einem humanistischen Gymnasium müsse es human zugehen, und unter deren Sturheit und Engstirnigkeit Viktor als selbständiger, hochbegabter Schüler besonders litt. Wir erinnern uns an Manés Katzenkreuzigung, auch sie ein schockierender Tabubruch aus Rache, auch sie mit viel weitreichenderen Folgen, als der Junge geahnt hatte. Nur ist die Angelegenheit in der Viktor-Handlung weit harmloser (wie auch die Sprache viel lockerer und umgangssprachlicher ist). Man hat gesagt, neben der Tragödie (in Manés Welt) stehe hier bei Viktor die Farce. Das stimmt aufs große Ganze gesehen, darf allerdings nicht verabsolutiert werden. Auch im Manasseh-Teil

(in Amsterdam, nicht in Portugal) fragt jemand immer wieder: „Ist es eine Komödie? Ist es eine Tragödie?“ Und schon gar nicht darf man daraus Epochencharakteristika machen: Würde Viktors Geschichte nicht im postfaschistischen, sondern im faschistischen Mitteleuropa spielen, hätte sie wahrhaftig auch tragisch ausfallen können.

Der juvenile Racheakt geht weiter: Als die dreißig Suppen kommen, beschließen die beiden, das gesamte Menü bis hin zu den dreißig Desserts auffahren zu lassen, damit der Schulleiter, der es bestellt hat, eine saftige Rechnung bekommt. Aber auch hier geht die Sache flau aus: Als am Ende der Oberkellner zur Sicherheit die Kreditkartennummer haben möchte, zahlt Viktor kurzerhand die gesamte Riesenrechnung selber – und beschwichtigt die entgeisterte Hildegund mit der zunächst rätselhaften Bemerkung: „Das zahlt der Rabbi.“ Dann lässt er, inzwischen stark alkoholisiert, ein Taxi kommen und fährt mit seiner „großen unerfüllten Liebe“ bis morgens um vier kreuz und quer durch die Stadt. Und während der Stunden im Lokal und der Stunden im Taxi erzählt Viktor in einem fort: von seinem Leben, von seiner Liebe zu ihr.

Viktors Vater ist Jude, der den Holocaust überlebt hat, weil er rechtzeitig mit einem Kindertransport nach England verschickt worden ist. Seit seiner Rückkehr versucht er, in der nicht-jüdischen Umgebung so unauffällig wie möglich („überangepasst“ nennt es Viktor) zu leben, interessiert sich nur für Frauen, Tennis und Kartenspielen, in keiner Weise für seinen Sohn, dem er auch auch absolut nichts von einer jüdischen Identität vermittelt. Nur ein einziges Mal spielt diese Identität eine Rolle: Viktor hat mit sechzehn in der Schule, nachdem er selber oft genug verprügelt worden ist, auch einmal zugeschlagen, er hat dem kleinen Feldstein das Nasenbein gebrochen, und weil Feldstein Jude ist (wir haben gehört, dass Viktor sich wundert, weil auch Feldstein das Maturajubiläum verlässt), nennt er ihn dabei „Saujud“ (ein sehr geläufiger Ausdruck im damaligen Wien, so sagt man eben). Als der Vater das hört, bekommt Viktor eine Ohrfeige, die einzige, die er ihm jemals gibt. „Merk dir das: Es gibt nur eine Art von Menschen, zu denen man Saujud sagen darf: nämlich zu Juden, die zu Juden Saujud sagen!“ Da erfährt Viktor, „dass er sich selbst geschlagen hatte“. Wir denken an Manés Schweinejagd: In beiden Fällen macht ein Junge, dem man nicht oder nicht so recht gesagt hat, dass er Jude ist, mit beim allgemeinen Antisemitismus.

Die Mutter, „Taufscheinkatholikin“, Chaotin, Krämerseele, wenn's um Geld geht (weil ihn das angewidert hat, zahlt Viktor die Riesenzeche so bereitwillig), lässt sich von dem verantwortungslosen Schürzenjäger Abravanel wenige Jahre nach Viktors Geburt scheiden und schafft es nicht, das Verdienen des Lebensunterhalts als (attraktive) Bedienung und die Versorgung des Kindes gleichzeitig zu bewältigen. Deswegen kommt Viktor zu den Großeltern väterlicherseits, Überlebenden der Nazizeit, über die sie aber, auch auf spätere Anfrage des Enkels, nie reden, Menschen mit einem Rest von jüdischem Bewusstsein; der Großvater Abravanel verdient sein Geld als Kaffee-Vertreter, der in den Kaffeehäusern Wiens herumzieht – und der Kleine muss „mitlaufen“. (Schon vorher lief er bloß mit mit den Eltern, die ihn liebten, aber unfähig waren, sich auf ein Kind einzustellen. Später in der Schule muss er dann „davonlaufen“.) Dass das auf die Dauer nicht gut für Viktor sein kann, sehen alle ein, und so kommt er mit acht Jahren ins Internat. (Die Übereinstimmungen mit der Vita des Autors fallen ins Auge; sie sind weiterhin zahlreich und gehen teilweise bis ins Anekdoti-

sche. Aber wir wissen: Deshalb darf man nicht einfach sagen: Viktor ist Menasse.) Dass die geliebte, glückhaft überfürsorgliche Mutter und auch der Vater, der doch selber als Kind in die Fremde gebracht wurde, ihn einfach in die kasernenmäßige Anstalt gesteckt haben, weckt in Viktor noch heute entsetztes Unverständnis und Wut.

Zwei Ereignisse aus der Internatszeit sind von bleibender Bedeutung: Der schmächtige Viktor bekommt mit vierzehn im Krippenspiel die Rolle der Maria, wie Mané bei den Jesuiten. (Mädchen gibt's im Internat ja nicht.) Und dieses Spiel wird auch im Gymnasium vorgeführt – zum großen Amusement der Mitschüler Viktors; dabei spielt er sehr gut: wenn das Heilige Paar bei der Herbergssuche abgewiesen wird, weint er echte Tränen. (Wir verstehen, warum: Den Schmerz des Nicht-Aufgenommen-Werdens kann er nachfühlen ...) Dass er danach noch lange den Spitznamen Maria (wienerisch: Mitzi) hören muss, ist wie eine blutende Wunde für ihn; als er beim Fußballspiel der Schulmannschaft mit „Mitzi!“ angefeuert wird (ausgerechnet von Hildegund), vergibt er die Chance und trifft danach im ganzen Spiel keinen Ball mehr.

Noch folgenreicher ist die Begegnung mit dem Religionslehrer Hochbichler. Viktor besucht, weil er ja überhaupt nicht auffallen soll, den katholischen Religionsunterricht, und einmal beugt sich das wie meistens betrunkene, widerlich ungepflegte „Priesterwrack“ zu dem Siebzehnjährigen herab und sagt: „Abravanel, Christusmörder!“ (Das ist eine in der katholischen Kirche lange verwendete Bezeichnung für die Juden.) Viktor, der damit gar nichts anfangen kann, antwortet keck: „Hochbichler, Hochstapler!\“, es kommt zum Skandal, der aber leicht erledigt wird, indem Viktors Vater ihn vom Religionsunterricht abmeldet. Wie ist dieser (in nüchternem Zustand) sehr intelligente, hochgebildete Jesuit so tief gesunken? Er war im Krieg Militärseelsorger (deshalb kann er bei den Schülern so mühelos Disziplin wahren) und hat sich schuldig gemacht, hat ein Strafbataillon in den Tod geschickt. Nach dem Krieg hatte er das Bedürfnis, das irgendwie wieder gutzumachen, und verstrickte sich dabei weiter in Schuld: ehemalige Militärs kamen zu ihm in den Beichtstuhl und offenbarten ihm eine ähnliche Gewissenslast, weil sie im Krieg (im Befehlsnotstand) verhängnisvolle Anordnungen gegeben hatten, Hochbichler fragte sie nach Details aus und zeigte sie an, unter Bruch des Beichtgeheimnisses – Viktor will als Student im Archiv die betreffenden Akten gefunden haben. Diese Konfliktlage – Schuld, Sühneversuch, neue Schuld – führte Hochbichler in den Ruin.

Dieser gescheiterte Intellektuelle hat den Ehrgeiz, die Seele seines begabten jüdischen Schülers zu retten. (Viktor interpretiert: um damit seine eigene zu retten.) Gelegenheit zu dem Versuch bietet eine Pilgerreise von Internatsschülern nach Rom, zu der auch Viktor angemeldet wird. Wie das? Nach der „auffälligen“ Abmeldung von Reli ist das für den Vater eine Chance, ihn wieder der „radikalen Assimilation“ zuzuführen. Hochbichler hat speziell für Viktor in Rom etwas ganz Besonderes zu bieten: Durch seine Beziehungen zu einem jesuitischen Mitbruder, der dem vatikanischen Archiv vorsteht, führt er den Schüler in dieses ungeheure Labyrinth von Urkundensammlungen und dann sogar in dessen geheimen Teil, in den bei der kürzlichen Öffnung der Archive für die Wissenschaft all die Handschriften heimlich verbracht wurden, die eben doch nicht einsehbar werden sollten (das unterstellt jedenfalls Menasse), und im Besonderen zu den Akten der Familie Abravanel, zu Hunderten von

Regalmetern über Verfolgung, Qual und Seelenzwang unter der spanischen Inquisition. Schon während der Zugfahrt hat er dem staunenden Nachfahren aus dem Leben einiger prominenter Familienangehöriger erzählt, die in ihren komplizierten Lebensläufen mehrfach zwischen Judentum und Christentum wechselten und am Ende, so stellt das jedenfalls Hochbichler dar, doch immer vernünftig waren und sich assimilierten. So hofft er Viktor die Konversion zum Christentum schmackhaft zu machen. (Die blutsmäßige Abstammung sei ja nicht entscheidend, die Juden hätten mit ihrem Glauben an die Reinheit des Blutes, so deutet er vorsichtig an, im Grunde die Basis für die Verfolgung durch den aufs Blut fixierten Faschismus gelegt.) Das gelingt zwar keineswegs, aber die Konfrontation mit der Vergangenheit bleibt dennoch nicht ohne Wirkung: Viktor erinnert sich, dass seine Großeltern eine Art seltsames Spanisch sprechen (es handelt sich offenbar um das Spaniolische, das aus Spanien vertriebene Juden noch jahrhundertelang bewahrten), der Jüngling, dem bisher gar nicht bewusst war, dass er aus einer „Mischehe“ stammt (erst Hochbichler bringt ihn darauf), sieht sich auf einmal in einem historischen Zusammenhang, so sehr, dass er Spanisch lernt, nach der Matura sogar Spanisch studieren will; das erweist sich zwar als untunlich, aber er studiert Geschichte – also hat Hochbichler (der nicht lange nach der Reise stirbt) auf eine Weise doch gesiegt hat: Viktor ist, wenn das Wort erlaubt ist, angefixt für die Frage nach seiner Herkunft und allgemein nach der Vergangenheit. Und wir Leser konstatieren: Es gibt jetzt eine Verbindung zwischen Viktor und der Welt Manoel-Manassehs.

Das ist eine geeignete Stelle, um wieder ins 17. Jahrhundert zu wechseln. Der junge Manasseh ist also in der Freiheit angekommen, aber diese Freiheit ist ernüchternd: In Amsterdam umgibt ihn ein Völkergemisch, ein „Menschenzoo“, er sieht sich eher in Babel als im neuen Jerusalem, ungebändigte Jugendhorden und Bürger ohne jede Eleganz und Gemessenheit lassen ihn Heimweh nach Portugal empfinden; das Gegensatzpaar Hölle – Paradies verliert seine klare Zuordnung. Wieder sieht sich Manasseh als einen, der nicht dazugehört. (Nicht nur ihm geht es so – die Selbstmordrate bei den zugewanderten Juden ist hoch.) Immerhin können die vier (auch Esther ist glücklich eingetroffen) ihr Judentum offen leben, die Eltern heißen jetzt Rachel und Joseph, Vater und Sohn werden endlich beschnitten. Während aber der Vater dem Mohel das Messer wegnimmt und sich heldenhaft selbst beschneidet, zuckt Manasseh bei dem Ritus zurück und das Messer dringt tief in sein Glied. (Später wird er eine Vorrichtung erfinden, die ein solches Missgeschick unmöglich macht.) Natürlich ist der gespaltene Penis (der dem Jungen wieder Hohn und Spott einbringt: Doppelschwanz nennen sie ihn) ein Symbol für seine gespaltene Existenz.

Eine neue Sphäre (nicht unbedingt ein neues Glück) eröffnet sich ihm in der jüdischen Schule, die zum Tora- und Talmudstudium hinführt, wo er, wie bei den Jesuiten, dank seines guten Gedächtnisses ausgezeichnet lernt. Aber da ist ein etwas älterer, arroganter Konkurrent, der genialische Aboab, der den portugiesischen Zuwanderer offen demütigt und auf seine „Vernichtung“ ausgeht, viel origineller als der Schaffer Manasseh und skrupellos in der Wahl seiner Mittel. Interessant ist, dass wir jetzt unter historischen Figuren sind: Manasseh, Aboab, der sein „Lebensfeind“ wird, und der gemeinsame Lehrer Usiel haben wirklich existiert; die äußersten Fakten stimmen im Großen und Ganzen, werden allerdings teilweise verkürzt, zugespitzt, tendenziös gefärbt. Manasseh also lernt wie besessen, Hebräisch, Hollän-

disch, lateinische Disputation. (Esther nennt ihn ein dressiertes Äffchen und rät, lieber einen weltlichen Beruf anzustreben.) Nur durch Leistungserweise kann er erreichen (und sei es unter Zuhilfenahme von Täuschungen und Tricks), dass er bei den Eingesessenen akzeptiert wird, bei denen er ja wieder „mitlaufen“ muss, und nur, wenn er ein perfekter Jude und anerkannter Gottesgelehrter wird, glaubt er den damaligen Verrat an seinem Vater sühnen zu können. (Der ist inzwischen wie die Mutter verstorben, noch bevor er das Glück, das für ihn hier endlich erreichbar schien, wirklich erlebt hat).

Als der Lehrer und Oberrabbiner Usiel stirbt, soll einer der beiden kaum zwanzigjährigen Meisterschüler Manasseh und Aboab sein Nachfolger werden. Ein Redewettbewerb (Thema: „Die Sprachverwirrung von Babel“) soll entscheiden. Manasseh weiß alles, was über das Thema geschrieben worden ist, und trägt es in klassischer Rhetorik vor, Aboab aber polemisiert gekonnt und zieht eine anonyme Quelle hervor, die niemand kennt (Hat er sie findig aufgestöbert? Hat er sie gefälscht?), und er siegt. Manasseh wird auch später nie Oberrabbiner (Aboab kommt ihm auch bei einer späteren Chance in die Quere), er muss sich mit dem Posten des Rubi, des Grundschullehrers, begnügen; da hat er zwar Zeit zum Studieren und Bücherschreiben, aber nur ein kümmerliches Gehalt (die Armut wird ihn weiter begleiten) und ist, obwohl seine Werke viel gelesen werden (vor allem das über die „Wiederauferstehung von den Toten“ ist ein Erfolg, besonders bei den Christen), das Gespött der Gemeinde. Er wird „schwammig und antriebslos“, nimmt Pillen, ergibt sich dem Bier. Ein Glück wird ihm aber noch zuteil. Nicht gemeint ist damit seine Heirat, mit einer Frau aus der Familie Abravanel: deren Bruder will nämlich Esther zur Frau nehmen und muss zuvor seine ältere Schwester unter die Haube bringen. Der Name Abravanel lässt uns aufhorchen. Wir kennen ihn als Viktors Familiennamen und von Hochbichlers historischen Ausführungen. Es ist tatsächlich eine besondere Familie, von der geglaubt wird (jedenfalls in der Amsterdamer Gemeinde), aus ihr, die ihre Abstammung von König David nachweisen kann, werde der Messias geboren werden. Manassehs Hochzeit ist allerdings wenig verheißungsvoll: Die hässliche, hochmütige Braut lässt sich nicht nackt sehen, sondern erlaubt den ehelichen Verkehr nur durch eine Öffnung in einem über sie gebreiteten Leintuch. Wir stellen fest: Jetzt, wo Manasseh nicht mehr in Lebensgefahr ist, bekommt auch seine Geschichte schwankhafte Züge; allerdings wird auch eine symbolische Bedeutung angedeutet: Durchgang durch eine enge Öffnung in eine neue Wirklichkeit. Nein, die glückhafte Begegnung, die Manasseh erlebt, ist nicht die mit der unlieidlichen Ehefrau, sondern die mit einem kleinen Jungen, der in seine Schule kommt und Baruch d’Espinosa heißt (wir kennen ihn als Spinoza), ein Wunder von einem Knaben, der dem Rubi scharfsinnige Fragen stellt, wie sie nie jemand gestellt hat. Der heruntergekommene Lehrer rafft sich auf zu einem „Kampf um eine Seele“ (wir kennen den Ausdruck von Hochbichler, mit dem Manasseh den Alkoholismus des gescheiterten Intellektuellen gemeinsam hat), nein, um zwei Seelen, auch um seine eigene (wie bei dem Jesuiten).

Sein Unglück ist, dass jetzt der Prozess gegen Uriel da Costa beginnt. Der ist, um den Fall kurz darzulegen, Portugiese aus jüdischer, aber seit vier Generation getaufter Familie, dem aber über der Lektüre der Bibel klar wird: Jesus war nicht der Messias; daher flieht er nach Amsterdam und lässt sich beschneiden. Aber er hat ein Problem: „Er hatte begonnen nach-

zudenken, ... und das konnte er nicht mehr abstellen“. Die jüdischen Speisegebote z.B. kann er nicht ernst nehmen, er wird denunziert, und Aboab verhängt über ihn den Bann: Kein Mitglied der Gemeinde darf irgendeinen Kontakt mit ihm aufnehmen. Uriel beschließt, „den Affen unter Affen zu spielen“, und widerruft – er wird wieder aufgenommen, aber erst nach höchst entwürdigenden Zeremonien (u.a. öffentlicher Geißelung). Seine Konsequenz: Er schreibt seine Autobiographie und erschießt sich. Ein Begräbnis auf dem jüdischen Friedhof wird von Aboab verweigert. Manasseh ist erschüttert: „Wir spielen Inquisition!“ Hat man damals den Müll durchwühlt, um nachzuweisen, dass jemand die Speisegebote einhält, tut man es jetzt, um zu erweisen, dass jemand sie bricht. Und sogar der tödliche Ausgang (hier etwas subtiler bewerkstelligt) ist gemeinsam. Und der Knabe Spinoza? Er schaut seinen Lehrer groß an und wird in der Schule nicht mehr gesehen. Der „Kampf um die Seele“ ist verloren (wie der hochbichlersche um die Seele Viktors). „Hüte dich!“ ruft Manasseh ihm noch nach. Der Autor führt es nicht aus, erwartet aber offensichtlich, dass der Leser sich daran erinnert: Spinoza selbst wurde (16 Jahre später) von derselben Gemeinde mit dem Bann belegt; er allerdings tötete sich nicht, sondern wurde zu einem der bedeutendsten Philosophen des Abendlandes. – So ergeht es also Manasseh im angeblichen Paradies.

Das Folgende noch knapper: Manasseh, „kaputt, vergiftet“, von der eigenen Familie für verrückt gehalten, engagiert sich dessen ungeachtet in einer welthistorischen Unternehmung. Nachdem im südamerikanischen Urwald angeblich jüdische Indios entdeckt worden sind, scheint das Kommen des Messias nahe (er kommt, wenn in jedem Winkel der Erde sich Juden finden) – nur noch England, wo die Juden 1290 vertrieben worden sind, ist judenfrei. Manasseh macht sich auf, mit Cromwell zu verhandeln, das gelingt ihm, einen durchschlagenden Erfolg allerdings erreicht er nicht. Bei der Rückkehr nach Holland stirbt der Mann, der als Versöhnner der Gegensätze angetreten ist, in einem Hotelzimmer in Middelburg. (Die historische Wirklichkeit war eindeutig erfreulicher: Manasseh war aufgrund seiner Veröffentlichungen höchst angesehen, Freund Rembrandts und anderer Zelebritäten, seine England-Mission war letztlich von epochaler Bedeutung: die Juden durften auf die Insel zurückkehren – allerdings erst 1664, nach Manassehs Tod. Der Roman hat also die Tendenz, Manassehs Leben zu verdüstern; das lässt sich z.B. auch daran erweisen, dass sein jüngerer Sohn im Buch gleich nach der Geburt stirbt, in Wirklichkeit als Erwachsener dem Vater bei seinen Unternehmungen wertvollen Beistand leistete.)

Viktor stirbt nicht. Auch er tut den Schritt in die Freiheit, nach der Matura, von vornherein voller Angst und wird völlig überrumpelt von einer Welt, deren Kenntnis ihm das Internat gänzlich vorenthalten hat (was manchmal zu blamablen Situationen führt, etwa wenn er einen Dosenring für Modeschmuck hält und seiner Flamme Hildegund als Präsent verehrt), und so führt auch ihn diese Freiheit nicht geradewegs ins Glück, im Grunde erlebt er nicht den Beginn der Freiheit, sondern den Beginn des Bewusstseins der Unfreiheit. Die unzähligen Episoden, die uns erzählt werden, haben zum guten Teil mit der Familie zu tun, in der väterlicherseits alle meschugge sind und mütterlicherseits alle verrückt. Da ist zum Beispiel Onkel Erich, der Bruder der Mutter, der nach vielen beruflichen Fehlschlägen endlich als Portier eines Stundenhotels zu Geld kommt, indem der den jüdischen Besitzer betrügt: er

weist ihm zu wenig beschmutzte Leintücher vor, d.h. meldet zu wenig zahlende Gäste. Diesen Besitzer mit seiner jüdischen Sprechweise pflegt Erich hämisch zu imitieren und hat damit so viel Erfolg, dass ihm das Jiddeln zur zweiten Natur wird. Und so kommt es, dass er einmal von Leuten, die ihn nicht kennen, für einen Juden gehalten und als „Saujud“ tätlich angegriffen wird, auf der Flucht kommt er unter ein Auto, und auf diese Weise wird der Antisemit, wie Viktor formuliert, „das erste Todesopfer einer antisemitischen Ausschreitung seit der Wiedergründung der Republik“. Viktors Mutter, die den stets maßlos bevorzugten Bruder von Herzen hasst, veranstaltet ein absurdes Begräbnis: der Rassist Erich wird von einem pechschwarzen Priester aus Nigeria beerdigt, ein Kaddisch-Sänger assistiert, beteiligt sind die Mädchen vom Stundenhotel, afrikanische Chorsänger und zehn Juden im Kaftan. Einmal also sind alle vereint – aber eben nur in einer boshaften Inszenierung.

Noch bedeutsamer als der Raum der Familie ist das Studium an der Wiener Uni. Zweifellos aus den eigenen Erinnerungen heraus schildert Menasse sehr suggestiv, aber auch satirisch die Zeit, in der die heldische Begeisterung des Jahres 1968 vorbei war und die alles beherrschende Linke doktrinär geworden war. Viktor lebt in einer WG, wo man glaubt, durch Lektüre von Wilhelm Reich sämtliche Probleme der Welt (wenn schon nicht die persönlichen) lösen zu können. Dass Viktor einen jüdischen Vater hat, also ein Nachkomme der Opfer, nicht der Täter ist, wird hier positiv vermerkt, religiös allerdings fällt das Judentum unter dasselbe radikale Verurteilung wie alle Religion. Viktor arbeitet mit ungeheurem Einsatz für die trotzkistische Studentengruppe (sie ist „seine Familie, sein Leben“) und schafft es, als Spitzenkandidat für die nächsten Hochschülerschaftswahlen aufgestellt zu werden. Dann aber kommt es zur Katastrophe.

Bei einer großen Anti-Franco-Demonstration erlebt er (übrigens auch Hildegund, die ebenfalls mitmarschiert – damals stramme Linke, inzwischen die Frau eines katholischen Religionslehrers und Mutter von fünf Kindern) eine ungeheure Euphorie des Aufgehens in einer gewaltigen Bewegung, dann aber auch den Umschlag in Panik, als die Polizei beginnt, brutal einzuschreiten. Viktor rettet sich, indem er in einem Hauseingang mit einer ihm völlig unbekannten Studentin ein Liebespaar mimt. Dieses Mädchen namens Renate lockt ihn anschließend ins Bett, und es stellt sich heraus, dass sie schwanger ist von einem deutschen Mitstudenten, der auf diese Nachricht hin flugs das Weite gesucht hat. Viktor will ritterlich oder besser solidarisch sein, diskutiert mit Renate die Lage, rät zur Abtreibung, begleitet sie in die Klinik und wieder nach Hause. Nur als Renate die Hälfte der Kosten für den Eingriff von ihm verlangt, macht er der Sache dann doch entrüstet ein Ende – er ist ja nicht der Vater! Kurz darauf findet das große Wahlvorbereitungstreffen des linken Wahlbündnisses statt, und da dringen plötzlich Hunderte von Frauen (darunter auch Hildegund) mit „Hexenschreien“ in den Saal, übergießen Viktor mit Litern von Billigparfüm und brüllen Parolen wie „Abravanel, Abravanel! Bezahle deine Schulden schnell!“ Die Sachlage interessiert niemand, Viktor ist für Renate und für die anderen der exemplarische Mann an sich, keine Studentin würde ihm bei den Wahlen ihre Stimme geben. Er verliert also selbstverständlich die Kandidatur, aber das ist nicht genug, es wird ihm ganz formell „der Prozess gemacht“.

Text 4

An einem langen Tisch , einer neben dem anderen, saßen die Leitungsfunktionäre [...]. Auf Bänken an den Längsseiten des Zimmers saßen einige Mitglieder der Organisation, fast vollständig die Genossinnen der trotzkistischen Frauengruppe, [...] Viktor sah Hildegund und Renate. [...] Er blickte nach rechts und links, in das Publikum, die Vertreter der Massen. Er sah nur Schadenfreude, Hohn, Grinsen [...]. Hildegund. Sie hätte, dachte er, nicht mit der Wimper gezuckt, wenn er nun zum Tode verurteilt worden wäre [...].

Es ist lächerlich! dachte Viktor. Sie spielen Moskau der dreißiger Jahre! Sie spielen das allen Ernstes!

Woran erinnert uns das? An eine Episode des Manasseh-Romans (die im Buch nicht weit weg ist): den Prozess gegen den Freigeist Uriel da Costa. Auch dort fällt eine Gruppierung, die eigentlich für Freiheit und Recht einzutreten vorgibt, ein Vernichtungsurteil über eines ihrer Mitglieder. Und auch dort erinnert das die Hauptfigur an ein brutales Regime, das Todesurteile fällen kann: die Inquisition in Spanien-Portugal. Auch über Viktor wird, wie über da Costa, ausdrücklich der „Bann“ verhängt, niemand von den Linken darf mit ihm reden oder sonst wie Kontakt aufnehmen (und die gemäßigten Studenten reden mit dem als „Radaubruder“ bekannten Linksextremen sowieso nicht, er wird unendlich einsam). Und hier wird (von Viktor) auch das Thema der beiden Romane formuliert: Es geht nicht speziell um Judenverfolgung, sondern allgemeiner um den „Terror der Unzugehörigkeit“. Wir haben zwei lebensvernichtende Beispiele, Inquisition und Stalinismus, zwei ohne Tötungsmacht (auch wenn da Costa den Prozess nicht überlebt): die jüdische Orthodoxie und die trotzkistische Orthodoxie. Und im Hintergrund steht natürlich der Holocaust, der vor allem in den Figuren des Großvaters und Hochbichlers präsent ist (der eine Opfer, der andere Täter, beide kaputt). Menasse hat erläutert: Nicht Antisemitismus allein sei das Thema, sondern er sei ein Beispiel für eine bestimmte Haltung, die sich durch die Geschichte ziehe, er sei ersetzbar durch jede andere ausgrenzende Ideologie. Und es muss keine richtiggehende Ideologie sein: Als Beispiel für eine alltägliche, kaum reflektierte Ausgrenzung sei die Verfolgung des armen Johann im Jesuiteninternat in Erinnerung gerufen, der wegen seiner feministischen Ausstrahlung als „Ausnahme“ gilt und dafür mit dem Leben bezahlt.

Menasse verweist in einem ZEIT-Artikel von 1995 und anderswo auf einen Satz des historischen Rabbi Manasseh: „Was einmal wirklich war, bleibt ewig möglich.“ Überraschenderweise habe Adorno in seinen Reflexionen über Auschwitz denselben Satz formuliert, sicherlich ohne von Manasseh zu wissen. Dieses Doppelzitat wurde vielfach aufgegriffen und in Festreden etc. verwendet. Kurz nach 2000 wurde allerdings festgestellt, dass es von Menasse erfunden worden war, sowohl für Manasseh als auch für Adorno, der so etwas nie geschrieben hat. Menasse gab das bereitwillig zu – auch Motti und andere Zitate historischer Personen hat er selbst verfasst. Ob solche Erfindungen außerhalb der Romanfiktion akzeptabel sind, ist eine Frage für sich. (Ich selber lehne so etwas ab.) Als Interpretation für den Roman ist das Doppelzitat jedenfalls willkommen: Der Terror der Unzugehörigkeit ist in der

Geschichte, im Großen und im Kleinen, unzählige Male aufgetreten, und er kann jederzeit wieder auftreten. Diese Feststellung aber verleiht der Doppelheit der beiden Romane aus verschiedenen Epochen einen einleuchtenden Sinn. - Damit ist auch der Vorstellung eine Absage erteilt, die Geschichte weise einen sinnvollen Ablauf auf, sie bewege sich mit Notwendigkeit auf ein ideales Ende zu, die ja nach Hegel auch Marx gehegt hat, er mit dem Endziel der klassenlosen Gesellschaft; derartige Ganzheits-Entwürfe waren für Menasse ursprünglich ein wichtiges Thema gewesen.

Die weitere Geschichte Viktors ist rasch wiedergegeben: Er schreibt seine Dissertation bei der Oma mütterlicherseits in Oberösterreich, und als er nach Wien zurückkehrt, gibt es da niemanden mehr, der ihn kennt, also niemanden, der ihn schneiden will. Er wird summa cum laude promoviert und habilitiert sich. Der schräge Vogel des Romanbeginns ist also in Wirklichkeit ein durchaus etablierter Mann. (Eine kinderlose Ehe plus Scheidung wird nicht näher behandelt.)

Wie endet die Nacht? Nach einem Treffen mit zwei der ehemaligen Lehrkräfte in einer Bar, bei dem Hildegund erfährt, dass die Sache mit den NSDAP-Mitgliedsnummern getürkt war, wird ein letzter Wortwechsel zwischen ihr und dem reichlich bezeichneten Viktor präsentiert:

Text 5

„Du bist ein Arschloch. Aber ich – bringe dich jetzt heim!“ Hildegund hielt ein Taxi auf. „Ich bringe dich heim. Du musst jetzt die Adresse sagen. Viktor! Die Adresse! Viktor!“

„Flughafen!“

„Wie bitte?“

„Wie spät ist es?“

„Vier.“

„Vier. Nein. Zu früh. Oder zu spät. Ich muss in vier, nein in fünf Stunden auf dem Flughafen sein.“

„Warum?“

„Amsterdam! Spinoza-Kongress. Morgen mein Vortrag: Wer war Spinozas Lehrer?“

„Sag das noch mal!“

„Weckst du mich rechtzeitig auf?“

Was erfahren wir hier? Zum ersten: Viktor scheint das erotische Ziel, das er seit dem gestrigen Abend verfolgt, und eigentlich schon seit 30 Jahren (einige Situationen, in denen er dicht dran war, hat er erzählerisch vergegenwärtigt), jetzt endlich zu erreichen, mindestens hofft er es und mindestens glaubt er sich noch in der Lage, durchzuführen, was er anstrebt.

Zum zweiten: Hier dürfte die dunkle Ankündigung „das zahlt der Rabbi“ beim Bezahlung der eminenten Restaurant-Rechnung ihre Erklärung finden: Mit dem Honorar des Vortrags über Rabbi Manasseh kann Viktor diese Einbuße auf seinem Konto ausgleichen.

Und damit sind wir bei der dritten und wichtigsten Information: Viktor, Universitätslehrer für frühe Neuzeit, hat über den Lehrer Spinozas, über Rabbi Manasseh, gearbeitet. (Hochbichler hat ihn auf das Thema seines Lebens gebracht.) Das aber bringt uns auf die Vermutung: Viktor hat nicht nur eine Nacht lang über sein Leben erzählt, er steht auch hinter dem anderen Strang, dem Manasseh-Roman. Es legt sich die Annahme nahe: Dieser Manasseh-Teil, der sich im Gegensatz zu den chaotisch geschachtelten Viktor-Erzählungen weitgehend an die chronologische Abfolge hält, ist das Referat, das Viktor am Tag darauf in Amsterdam, in der Stadt Manassehs, halten wird. Erinnern wir uns: Bei der Denunziation des Vaters durch den kleinen Mané wurde darauf hingewiesen, dass der Zettel, mit dem diese erfolgte, noch heute im Inquisitionsarchiv der Stadt Lisboa (in der ersten von vier Mappen etc. etc.) erhalten ist; ähnliche Hinweise gibt es bei weiteren Dokumenten, einmal wird sogar die „Aktenzahl“ in der Mappe „Processo Manoel Dias Soeiro“ genannt: IP 24 04 M 1606F – hier spricht eindeutig ein Historiker, der intensiv über Manasseh geforscht hat. Natürlich ist der Manasseh-Roman aufs Ganze gesehen keine wissenschaftliche Arbeit, sondern ein Roman (mit diversen Abweichungen von der Historie), aber es gibt noch genügend weitere Hinweise auf die „Autorschaft“ Viktors. Einmal, im Taxi, ruft Hildegund Viktor zu: „Erzähl weiter! Erzähl einfach immer weiter“, und was folgt im nächsten Abschnitt? Ein Stück aus der Manasseh-Handlung. Ein andermal sagt Viktor, in einer der Passagen, wo er über Geschichte reflektiert: „Im Grunde [...] ist es gleichgültig, ob wir über das Jahr 1972 reden oder über das Jahr 1622. So oder so Geschichte, im Grunde wie die Krater auf einem anderen Planeten!“ 1972 ist ein Jahr aus Viktors Jugend, 1622 eines aus der Jugend Mané/Manassehs (sie waren jeweils 18 Jahre alt). Und weiter: Es gibt einen Abschnitt, wo sich die beiden Stränge der Jungen, die immer davonlaufen und dann Maria spielen mussten, völlig vermischen (das genauer vorzuführen, wäre zu zeitaufwendig), eine andere, wo der Übergang von Manasseh zu Viktor innerhalb eines Satzes vor sich geht. Verweisen kann man auch auf die Anachronismen, die in der Manasseh-Handlung vorkommen: So werden „Blitzer“ erwähnt, Leute, die bei einem öffentlichen Ereignis plötzlich nackt durchs Gelände laufen (wir sagen „Flitzer“), oder jugendliche Demonstranten, die Parolen schreiend durch Amsterdam marschieren; Esthers materialistische Sicht alles Metaphysischen ist bei einem Mädchen des 17. Jahrhunderts nicht vorstellbar, gehört vielmehr modernen Religionskritikern wie Viktor an; im England des Romanendes heißen die Leute, die mit der Wiederzulassung der Juden sympathisieren, „goodguys“ – das Wort steht nicht im englischen Lexikon, es ist eine Übertragung von „Gutmenschen“; usw. Dahinter sieht man den Schlawiner Viktor feixen, der, wie er zugibt, ja auch in seiner eigenen Geschichte dies und das erfunden, zumindest nachträglich selbst formuliert hat. Wie auch immer man sich die genaue Beziehung vorstellen mag, ob man in dem Manasseh-Roman tatsächlich ein ungewöhnliches Referat eines unkonventionellen Historikers sehen will (es gibt ja Historiker, die über die Objekte ihrer Forschungen historische Romane geschrieben haben) oder ob man an ein literarisches Spiel denkt, das den wissenschaftlichen Vortrag zu etwas Subjektiverem ausgeweitet hat – ich kann nicht

umhin, die Verantwortung auch für die Manasseh-Erzählung bei dem fabulierenden Historiker Viktor zu sehen. Dazu passt ja auch die Fülle der Detail-Bezüge zwischen den beiden Strängen, von denen ich nur eine Minderzahl erwähnen konnte. (Hat Viktor bei Manasseh einiges erfunden, was eigentlich zu seiner eigenen Vita gehört, etwa die Rolle als Maria im Krippenspiel? Hat er Manassehs Rolle bezüglich Da Costa so gefärbt, entgegen dem, was vermutlich historisch der Fall war, dass die Parallele zu seinem eigenen Bann durch die Trotzkisten deutlicher herauskommt?) Auf jeden Fall liest sich der Doppelroman m.E. einleuchtender, wenn man den „alten“ Strang als Produkt der durch persönliche Interessen gelenkten wissenschaftlichen Arbeit von Viktor Abravanel sieht.

Zum Schluss der Schluss. Manasseh fängt in dem Hotelzimmer in Middelburg, in der Nacht seines Todes, an, Kindheitserinnerungen niederzuschreiben. Er schafft aber nur einen einzigen Satz: „Im Dunkeln ist alles vorstellbar.“ Auf diesen Satz fällt dann der Kopf des Sterbenden, und so endet mit ihm der Text des Buchs. Dahinter kommt aber noch ein „Inhalt“ überschriebenes Kapitelverzeichnis:

Text 6

Inhalt

1. Kapitel: Amok
2. Kapitel: Koma
3. Kapitel: Komma
4. Kapitel: Makom

Seltsam ist nur, dass die vier genannten Kapitel im Buch gar nicht kenntlich sind. Bei den Überschriften sind Amok und Koma Anagramme (die Buchstaben sind dieselben, nur umgestellt), Komma und Makom ebenso, nur mit einem weiteren m. „Amok“ mag zu der mörderischen Raserei im Portugal des Romananfangs passen, „Koma“ zu der Flucht im Sarg, „Komma“ (in der ursprünglichen Bedeutung: Abschnitt, Zäsur) zum Neubeginn in Amsterdam. Und „Makom“? Das ist der Name des Hotels, in dem Manassehs Familie anfangs in Holland wohnt. Übersetzt heißt es Ort, Stelle. Das Wort kommt auch vor bei der Geschichte da Costas: Der kommt nach „Amsterdam, nach dem ‚guten Ort‘, den die Hebräer ‚Makom‘ nannten“. Aber weder für da Costa noch für Manasseh ist Amsterdam ein solcher guter Ort. Ist der Tod gemeint? Oder darf man sich daran erinnern, dass das Wort auch eine der Bezeichnungen ist, mit der fromme Juden Gott benennen, um den Gottesnamen „Jahwe“ zu vermeiden? Wenn man dann noch anführt, dass Viktor einmal, als Hildegund ihn als atheistisch apostrophiert, antwortet: „Ich bin kein Atheist. Ich bin nicht einmal Atheist“ (Nicht einmal bei denen ist er ein Zugehöriger, der Arme!), dann kann man aus dem „Im Dunkeln ist alles vorstellbar“ und dem „Makom“ vielleicht einen Anhauch von Transzendenz herausspüren. Die persönlichen Äußerungen des Autors Menasse sprechen nicht gerade dafür, aber ein bisschen Offenheit ist am Ende eines Romans ja immer willkommen.